

Was ist Queer?

von Michael Brinkschröder

Der folgende Text wurde als Referat während des Seminars »Queer über alle Grenzen – Lesben und Schwule im theologischen Dialog« gehalten. Das Seminar, das von der Bundes-ESG durchgeführt wurde, fand vom 7.–9. Juni in Hardegsen (bei Göttingen) statt. Eine Fortsetzung zum Thema »Queer Bibel lesen« ist für 1997 geplant.

1. WAS HEISST QUEER?

Schwule, Lesben, Bi- und Transsexuelle sind in der abendländischen Geschichte immer Objekte von diskriminierenden Zuschreibungen gewesen. Diese klingen bei den vielen Namen mit, mit denen die entsprechenden Personen belegt wurden. Auch »homosexuell« ist ein Name, der mit Zuschreibungen aus dem Kontext der psychiatrischen Diskussion verknüpft ist.

Gleichzeitig hat es natürlich immer auch Namen gegeben, die sich gleichgeschlechtlich Liebende selbst zugelegt haben. Erst mit der neuen Schwulen- und Lesbenbewegung seit Stonewall haben sich einige davon durchgesetzt. In den USA war dies insbesondere das Wort *gay* (fröhlich), das ein positives Lebensgefühl vermitteln sollte. Die Bedeutung und Verwendung des Begriffs *gay* variiert allerdings in den unterschiedlichen Regionen der USA. Auf dem Land und im Süden bezeichnen sich lesbische Frauen und homosexuelle Männer als *gay*, während sich die Lesben an den Küsten als *lesbians* bezeichnen und *gay* als einen männlichen Begriff auffassen.¹ Die Konsequenzen, die aus den historisch sich wandelnden Fremd- und Selbstzuschreibungen als sozialen Konstruktionen, für die historische Forschung und für die Identität erwachsen, sind in den 80er Jahren in der Essentialismus-Konstruktivismus-Debatte ausführlich diskutiert worden.²

-
- 1 Vgl. Browning, Frank: *The Culture of Desire. Paradox and Perversity in Gay Lives Today*, New York 1994, 7f.
 - 2 Vgl. Duberman, Martin Bauml; Vicinius, Martha und Chauncey, George (Hg.): *Hidden from History. Reclaiming the gay and lesbian Past*, New York 1989; Stein, Edward (Hg.): *Forms of Desire. Sexual Orientation and the Social Constructionist Controversy*, New York 1990.

Die Deutschen haben es sich von vornherein etwas schwieriger gemacht, indem sie das Schimpfwort »schwul« bei den Hörnern gepackt und positiv besetzt haben. Mit dem Wort *queer* hat die US-amerikanische Bewegung nun einen vergleichbaren Akt der Umwertung vollzogen. *Queer*, d. h. »schräg, seltsam« sind zunächst alle, die nicht dem »normalen«, *straighten* Entwicklungsweg folgen. Dies äußert sich in Feststellungen wie: »Unsere Tochter verhält sich so anders als andere Mädchen. Es will gar nicht mit Puppen spielen.« Die wahrgenommene Abweichung vom normalen *Script* hat ihre Ursache häufig im gleichgeschlechtlichen Begehren, wodurch *queer* und *straight* die Bedeutung von homo- und heterosexuell bekommen.³ Die Abweichung vom *Script* geschlechtlicher Verhaltensweisen ist etwas, das Lesben, Schwule, Trans- und Bisexuelle gegenüber Heterosexuellen vereinigt. Die Implikation der Bedeutung einer gemeinsamen, oppositionellen »Identität« hat *queer* zum Kampfbegriff gegen Heterosexismus werden lassen. Wut, Ärger und Provokation, radikales Anderssein, politische Bewegung sowie neue Einigkeit von Lesben und Schwulen schwingen dabei mit. Es ist ein Fanal gegen die Heterosexualität und zugleich der Versuch, das Verhältnis von Identität und Differenz auf eine flexible Weise neu zu denken, die weder bei starren Vorstellungen über »schwule bzw. lesbische Identität«, noch beim abstrakten Begriff der »Andersheit« oder »Alterität«, welche in der letzten Dekade eine immense Konjunktur erfahren haben, stehenbleibt.

Parallel zueinander haben sich unter dem gemeinsamen Namen *queer* eine politische Bewegung und eine theoretische Richtung entwickelt. Da die Entstehung des *queer movement* wesentlichen Einfluß auf die *queer theory* hatte, werde ich im folgenden zunächst die politischen Hintergründe der Entstehung der politischen Bewegung, ihre Ziele und Aktionsformen sowie die Kritik an ihr aus der *queer theory* darstellen, um daraufhin die theoretische Entwicklung in ihren Grundansätzen zu skizzieren.

2. QUEER ALS POLITISCHE BEWEGUNG

2.1 Politische Hintergründe

Der politische Hintergrund für die Radikalisierung der Schwulen- und Lesbenbewegung in den USA ist die Ära der Reagan- und Bush-Regierung (1981-93). Die konservative oder besser: reaktionäre Politik dieser Zeit ignorierte Aids vollkommen. Es wurden keine Forschungsprogramme und keine sozialen Maßnahmen eingeleitet. Die Krankheit wurde als politisches Problem verdrängt.

3 Zum Konzept sexueller Skripte vgl. Simon, William; Gagnon, John H.: *Sexual Scripts*, in: *Society* 22, Nr. 1, 1984, 53-60.

Von großer Bedeutung waren ebenfalls die juristischen Entscheidungen. In zwei Fällen hat sich der Supreme Court gegen die Minderheitsrechte der Schwulen und Lesben ausgesprochen. In dem Fall *Bowers v. Hardwick* von 1986 weigerte sich der Gerichtshof anzuerkennen, daß lesbischer und schwuler Sex – im Urteil als »homosexuelle Sodomie« bezeichnet – durch die Doktrin vom Schutz der Privatsphäre geschützt wird.⁴ Die Privatheit wurde durch dieses Urteil als eigenständiges Verfassungsprinzip außer Kraft gesetzt. Im Fall der »Gay Olympics« von 1987 verweigerte das oberste Gericht den Veranstaltern die Verwendung des olympischen Namens, da es sich dabei um die Verletzung einer Handelsmarke handele. Den Veranstaltern wurde unterstellt, den Namen nur zu verwenden, um Geld zu machen. Das emanzipatorische Interesse, Schwule vom Klischee des Waschlappens und Schwächlings zu befreien, wurde überhaupt nicht berücksichtigt. Mit diesen beiden Entscheidungen begann eine Phase der Rechtsprechung, in der der Schutz von Minderheiten gegen die Vorurteile der Mehrheit, die Civil Rights, Schritt für Schritt zurückgestutzt wurde.⁵

Während der Reagan- und Bush-Ära besaß die religiöse Rechte maßgeblichen Einfluß auf die Politik. Diese Macht und die beiden Urteile motivierten sie, Kampagnen zu starten, um die bestehenden Antidiskriminierungsgesetze wieder aufzuheben. Im Bundesstaat Oregon kam es 1992 zu einer Volksabstimmung darüber, ob Homosexualität »abnormal, falsch, unnatürlich und pervers« sei. 42% stimmten dem im liberalen Oregon zu. In Colorado dagegen gab es sogar eine Mehrheit für die Abschaffung der Antidiskriminierungsgesetze.⁶

Die politischen und juristischen Entwicklungen bedrohten die Schwulen und Lesben in ihrem Existenzrecht. Gegen die Repression konnte sie die liberale Ideologie, die das Selbstverständnis der US-amerikanischen Nachkriegsgesellschaft seit der schwarzen Bürgerrechtsbewegung dominiert hatte und auch das Fruchtwasser für die Schwulen- und Lesbenbewegung war, nicht genügend schützen. Die liberale Ideologie beruht auf der Trennung zwischen privat und öffentlich. Nicht nur

4 Bei dem Urteil gab es ein Minderheitenvotum von vier Richtern. Einer von diesen, Harry Blackmun, berichtete über die geheime Sitzung des Supreme Court, daß über juristische Fragen überhaupt nicht diskutiert worden ist. Die Mehrheit »decided on the result [it] wanted and then went for it.« (Zit. nach: Mohr, Richard D.: *Gay Ideas. Outing and Other Controversies*, Boston 1992, 64.)

5 Vgl. Mohr, *Ideas*, 54-86.

6 In einer jüngsten Entscheidung hat der Supreme Court ein Urteil verkündet, wonach einzelne Bundesstaaten wie Colorado Antidiskriminierungsgesetze nicht per Volksabstimmung außer Kraft setzen dürfen (vgl. FR, 22.5.1996). Dadurch hat es seine bisherige Linie revidiert.

gleichgeschlechtliche Sexualität als solche, sondern bereits das Schwul- oder Lesbisch-Sein als Form der Identität wurde von der liberalen Ideologie der Privatsphäre zugewiesen. Es wurde als ein Thema behandelt, über das nicht berichtet wurde und das, falls dennoch öffentlich angesprochen, als Belästigung empfunden wurde. Auf diese Weise entstand das, was Michelangelo Signorile die drei »Closets of Power« nennt.⁷ Die vornehmlich in New York angesiedelte Presse, die Washingtoner Politik und die Massenkultur aus Hollywood bildeten zusammen ein Schweigekartell. Während über heterosexuelle Affären Tratsch und Klatsch verbreitet wurden, wurden gleichgeschlechtliche Beziehungen nicht dargestellt.

Durch das Zusammenspiel der beiden politischen Hauptströmungen gerieten die Schwulen und Lesben in eine Falle. Einerseits war die Bürgerrechtstradition nicht mehr stark genug, um einen wirksamen Rechtsschutz ihrer Privatsphäre zu behaupten. Aber dadurch, daß die Liberalen sie dennoch ins Closet zwangen, hatten die Schwulen und Lesben nicht genügend Handlungsspielraum, um sich gegen die existenzbedrohenden Strategien der Rechten zu wehren.

2.2 ACT UP UND QUEER NATION

Sich aus dieser Falle zu befreien, ist das Ziel des *Queer Movement*. Auf der *Gay Pride* Parade von New York 1990 tauchte zum ersten Mal der Begriff *Queer* in dem anonymen Artikel »Queers read this« auf. »The piece's tone reflected its title: bitter, fed up, inflammatory, and separatist.«⁸

Im Juli des Jahres kam es in San Francisco zu den ersten *Queer*-Manifestationen auf einem Transparent mit der Aufschrift »I HATE STRAIGHTS«. Kennzeichnend für das Gefühl der *Queer*-Bewegung sind Wut und Ärger. Es handelt sich nicht um eine Politik der Fairness, sondern um »politics of rage«.⁹ Die Wut entstand durch den permanenten Zwang, sich verstecken und verstellen zu müssen, durch die Angst vor Schwulen-Ticken, durch die Gewißheit, in der US-amerikanischen Gesellschaft niemals Sicherheit und Geborgenheit zu finden.

Das oberste Ziel von *Queer Nation*, neben *Act Up* der bekanntesten Organisation, die sich in diesem Zusammenhang formierte, ist die Sichtbarkeit. Es geht um die Konfrontation der heterosexuellen Bevölkerung mit dem Anblick von Lesben und Schwulen. Durch den radikalen Exhibitionismus stellt man eine Situation her, in der man sagen kann: »Schau mir in die Augen, wenn Du mich diskriminierst«.

7 Vgl. Signorile, Michelangelo: *Queer in America. Sex, the Media, and the Closets of Power*, New York 1994, xv-xxi.

8 Browning, *Culture*, 26.

9 Vgl. Browning, *Culture*, 42.

Browning beschreibt eine Aktion der *Queer Nation* in San Francisco in der Einkaufsmeile und in einem Restaurant, in dem zwei Lesben nicht bedient wurden. »Schwule und Lesben, gewöhnlich in einem drei-zu-eins Mann-Frau-Verhältnis, unternehmen ›queer Sichtbarkeit: Expeditionen, spazieren Hand in Hand in Läden, shoppen viel, kaufen wenig und imitieren in übertriebener Weise die Heteros um sie herum. Gelegentlich gibt es ein *Kiss-In*. Der Look ist Punk, Travestie, Leder, gebleichtes oder gefärbtes Haar, Ohrringe und -stecker, Brustringe, Nasenstecker, Tücher, Luftschlangen und Ballons. Es ist Demonstration als Picknick und Picknick als politische Aktion.«¹⁰

Zu den Methoden, um das Ziel der Sichtbarkeit zu erreichen, gehört neben den *Sit-Ins* und *Go-Ins* bzw. den *Die-Ins* bei *Act Up*, das *Outing*. Es wurde als eine Methode entwickelt, um die skizzierten Widersprüche der Privatheitsnorm aufzudecken. Die wichtigste und erfolgreiche *Outing*-Kampagne bezog sich auf Pete Williams, den *closeted* lebenden schwulen Sprecher des Verteidigungsministeriums zur Zeit des Golfkrieges. Sie hatte das Ziel, darauf hinzuweisen, daß Schwule und Lesben üblicherweise bei Bekanntwerden ihrer sexuellen Orientierung aus dem Militär entlassen wurden, weil sie die Moral der Truppe zerstören, während mit Pete Williams ein populärer und bekannter Schwuler Aushängeschild des Militärs sein konnte.¹¹

Das dritte Kennzeichen des politischen Stils im Zeichen von *queer* betrifft das Problem des Umgangs mit Identität und Differenz. Im Einwanderungsland USA wird die soziale Identität vornehmlich durch die Zugehörigkeit zu ethnischen Gruppen (Afro-Amerikaner, Kaukasier, Chicanos etc.) geregelt. Quer dazu verlaufen die sozialen Identitätsbildungen nach Geschlecht, sexueller Orientierung und der Zugehörigkeit zu anderen Minderheiten. Alle diese Trennungslinien bedingen Ungleichheiten, hierarchische Strukturen und die Vorstellungen von Normalität und Abweichung, wobei sie sich überlagern können, was die Herstellung gleicher Partizipationsmöglichkeiten erheblich verkompliziert.

Das Konzept von *queer* enthält den Anspruch, allen diesen Identitäten gerecht zu werden. Das Entstehen von politisch handlungsfähigen Gruppen kann auf diesem Hintergrund nur dadurch geschehen, daß sich Personen in ihrer Verschiedenheit durch einen Dialog auf gemeinsame Interessen verständigen und ein aktionsorientiertes Bündnis eingehen statt sich aufgrund von scheinbar vorgegebenen Interessen zu definieren. Denn werden die Machtverhältnisse zwischen den einzelnen Personen nicht hinterfragt, werden sich stets diejenigen durchsetzen, die durch die Spaltungslinien bereits bevorzugt sind. Was Judith Butler in bezug auf Frauen sagt,

10 Browning, *Culture*, 33 (Übers. M.B.).

11 Vgl. die Darstellung und Bewertung dieses *Outings* bei Signorile, *Queer*, 97-222.

gilt ebenso für *queer*: »Es wäre falsch, von vornherein anzunehmen, daß es eine Kategorie ›Frau(en)‹ gibt, die einfach mit verschiedenen Bestandteilen wie Bestimmungen der Rasse, Klasse, Alter, Ethnie und Sexualität gefüllt werden muß, um vervollständig zu werden. Wenn man dagegen die wesentliche Unvollständigkeit dieser Kategorie voraussetzt, kann sie als stets offener Schauplatz umkämpfter Bedeutungen dienen. Die definitorische Unvollständigkeit der Kategorie könnte dann als normatives Ideal dienen, das von jeder zwanghaften Einschränkung befreit ist.«¹²

2.3 PROBLEME UND KRITIK

An diesem hohen Ideal sind die ersten Gruppen von *Queer Nation* allerdings in der Praxis gescheitert. »In weniger als zwei Jahren nach ihrer Geburt degenerierte *Queer Nation* in einen *Queer* Bürgerkrieg. Die beiden wichtigsten Gründungsgruppen in New York und San Francisco brachen aufgrund von boshaften ausgeprägten Streitigkeiten über das Konzept des ›sicheren Raumes‹ auseinander.«¹³ Der Versuch, absolute Spontaneität zu praktizieren, Männer und Frauen, weiße Mittelstandsschwule und junge Einwanderer unter einen Hut zu kriegen, scheiterte – in San Francisco z. B. an der Frage, ob zwei lesbische Polizistinnen bei der *Queer Nation* mitmachen dürfen oder nicht. »Als soziale Bewegung war *Queer Nation* erheiternd. Als politische Organisation produzierte sie Zank und Re-Diskriminierung.«¹⁴

Darüberhinaus steht das Ideal der Bündnispolitik im Widerspruch zu dem Ziel der Sichtbarkeit. Wie der Name *Queer Nation* bereits signalisiert, hat die Politik der Sichtbarkeit die Vorstellung der Existenz einer quasi-ethnischen Minderheit von 5% der Bevölkerung zur Voraussetzung.¹⁵ Das ethnische Modell hat zu einer egoistischen, in engen Grenzen definierten Politik geführt, die die Konkurrenz mit anderen ethnischen Gruppen heraufbeschworen hat. Die Forderung nach Sichtbarkeit wurde häufig ohne Sensibilität für die soziale Situation erhoben, so daß z. B. Konflikte darüber entstanden, ob die Sichtbarkeit als Schwuler Vorrang hat vor der Loyalität mit der Gemeinschaft der Schwarzen, auch für den Fall, daß hier eine höhere Ablehnung von Schwulen existiert und Repressionen zu erwarten sind.¹⁶

12 Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1991 (Orig. 1990), 35.

13 Browning, Culture, 52 (Übers. M.B.)

14 Ebd., 52 (Übers. M.B.)

15 Vgl. Epstein, Steve: Gay Politics, Ethnic Identity. The Limits of Social Constructionism, in: Socialist Review 17, Nr. 3/4, 1987, 9-54.

16 Vgl. Duggan, Lisa: Making It Perfectly Queer, in: Socialist Review 22, Nr. 1 (1992), 11-31; Doty, Alexander: Making Things Perfectly Queer. Interpreting Mass Culture, Minneapolis 1993, xiv.

In ähnlicher Weise setzt auch das *Outing* die essentialistische Idee einer fixierten, objektiven Zugehörigkeit zur *gay and lesbian community* voraus. Zugespitzt lautet die Kritik an der *Queer Nation*, daß sie den paradoxen Versuch unternimmt, einen Essentialismus zu konstruieren.

Die aufgezeigten inneren Widersprüche unter den Zielen der politischen *queer*-Bewegung haben zu einer theoretischen Neuorientierung, der *queer theory*, geführt. Erkenntnis und Analyse der aufgezeigten Widersprüche haben dazu geführt, daß sich die Theorie teilweise in scharfer Kritik von der politischen Bewegung distanziert hat. Es wäre aber falsch, diese Kritik damit abzutun, daß sie aus dem Elfenbeinturm der Universitäten stammt. Sie treibt vielmehr die radikalen Ideen der politischen Bewegung voran.

QUEER THEORIE

Die Denkbewegung der *Queer Theorie* ist, wenn man allein an das Werk von Judith Butler denkt, äußerst kompliziert und verschlungen. Um einen Einblick in die Grundanliegen der *Queer Theory* zu bekommen, möchte ich zunächst einige der wichtigsten AutorInnen mit einem kurzen Statement über ihre Vorstellungen der *Queer Theorie* zu Wort kommen lassen.

Teresa de Lauretis, lesbische Filmtheoretikerin, bezeichnet die *Queer Theorie* als eine neue Weise, schwule und lesbische Identitäten und Kultur zu durchdenken, »die auf der spekulativen Prämisse basiert, daß Homosexualität nicht länger einfach als marginal im Verhältnis zu einer dominanten, stabilen Form der Sexualität (Heterosexualität) betrachtet werden kann, gegenüber der sie einfach als Opposition oder Ähnlichkeit definiert werden kann. In anderen Worten, sie wird nicht länger als entweder rein transgressiv oder deviant im Verhältnis zu einer angemessenen, natürlichen Sexualität betrachtet.«¹⁷

Nach der Literaturwissenschaftlerin Eve Sedgwick, untersucht die *Queer Theory* Begehren und Identifikationen, die die Grenzen der Geschlechtsidentität (*gender*) überschreiten. »Der Ansatz ist nicht darauf gerichtet, die Selbstevidenz und ›Natürlichkeit‹ von heterosexueller Identität und Begehren erneut zu bestätigen, sondern ihre kulturell zentralen, offensichtlich monolithischen Konstruktionen der Analyse und der Hinterfragung neu zugänglich zu machen.«¹⁸

Alexander Doty bringt den anti-heterosexistischen Aspekt auf den Punkt, wenn er sagt: »Queerness (...) is a quality related to any expression that can be

17 de Lauretis, Teresa: *Queer Theory. Lesbian and Gay Sexuality*, in: *differences* 3, Nr. 2 (1991), iii (Übers. M. B.)

18 Sedgwick, Eve Kosofsky: *Tendencies*, Durham 1993, 9 (Übers. M.B.).

marked as contra-, non-, or anti-straight.«¹⁹ Dabei geht es ihm jedoch nicht um eine einfache Entgegensetzung von *queer* und *straight*, sondern darum, die Grenzlinie zwischen beiden aufzulösen, indem er aufzeigt, was an und in Heterosexuellen und ihrer Kultur *queer* ist.

Michael Warner betont die Bedeutung der Analyse von Texten als kulturellen Dokumenten für die *Queer* Theorie. »Fast alles, das *Queer Theory* genannt wird, bezieht sich auf Wege, in denen Texte – entweder Literatur, Massenkultur oder Sprache – Sexualität formen. Die Vorstellung besteht im allgemeinen darin, daß die Phantasie und andere Arten der Repräsentation wesentlich unkontrollierbar sind, von Natur aus *queer*. Der Focus auf mißglückter Repräsentation erlaubt es der *Queer* Theorie wie auch dem nicht-akademischen *Queer* Aktivismus, zugleich anti-assimilationistisch und anti-separatistisch zu sein; *Queerheit* kann man nicht eliminieren, sagt die *Queer* Theorie (...). Sie ist überall.«²⁰ *Queer* Phänomene entstehen sowohl bei der Produktion von Texten als auch bei ihrer Rezeption durch selbstbewußte Schwule und Lesben.²¹

Aus diesen Wegweisern lassen sich in meinen Augen zwei Punkte herausfiltern, die die »Essenz« der *Queer* Theorie ausmachen: Die Performativität geschlechtlicher und sexueller Identitäten, die zu mißglückten Repräsentationen führt, wie Michael Warner formuliert hat, und die neuartige Verhältnisbestimmung der beiden phantasmatischen Strebungen Identifikation und Begehren. Beide Punkte ergeben sich aus der theoretischen Verabschiedung der Vorstellungen eines kohärenten Subjekts und einer vollständigen Identität. Sie lassen sich am besten verstehen, wenn man sie in Beziehung zur Analyse und Kritik des heterosexuellen Regimes betrachtet.

1. DAS HETEROSEXUELLE REGIME

Als Ausgangspunkt der Kritik des heterosexuellen Regimes könnte man den verräterischen Titel eines Liedes von Aretha Franklin nehmen: »You make me feel like a natural woman.« Der Satz ist insofern verräterisch, als in ihm vorausgesetzt wird, daß es nicht natürlich ist für eine Frau sich als Frau zu fühlen, sondern daß dieses Gefühl erzeugt wird.²² Im angelsächsischen Raum hat die Unterscheidung zwischen *sex*, als dem biologisch-anatomischen Geschlecht, und *gender* als der sozial

19 Doty, *Making*, xv.

20 Warner, Michael: *From Queer to Eternity*, in: *Voice Literary Supplement* 106 (Juni 1992), 19 (Übers. M.B).

21 Vgl. Doty, *Making*, xi.

22 Vgl. Butler, *Unbehagen*, 45.

konstruierten Geschlechtsidentität die feministische Diskussion lange beherrscht. Sie basiert auf der Unterscheidung zwischen Natur und Kultur. Tatsächlich erscheint im heterosexuellen Regime nicht nur der *sex*, das biologische Geschlecht, sondern auch die heterosexuelle Orientierung als natürlich.

Welche kulturellen Mittel erzeugen den Anschein, daß *Sex* und Heterosexualität etwas Natürliches sind? Die Erzeugung des Natürlichkeitseffekts ist selbst kulturell konstruiert. »Die Geschlechtsidentität umfaßt auch jene diskursiven/kulturellen Mittel, durch die eine ›geschlechtliche Natur‹ oder ein ›natürliches Geschlecht‹ als vordiskursiv, d. h. als der Kultur vorgelagert oder als politisch neutrale Oberfläche, auf der sich die Kultur einschreibt, hergestellt und etabliert wird.«²³

Ein entscheidender Aspekt der Naturalisierung ist die binäre Konstruktion von *sex*, *gender*, Begehren und sexueller Praxis sowie die Konstruktion von ursächlichen oder expressiven Verbindungslinien zwischen den drei Instanzen. »Die heterosexuelle Fixierung des Begehrens erfordert und instituiert die Produktion von diskreten, asymmetrischen Gegensätzen zwischen ›weiblich‹ und ›männlich‹, die als expressive Attribute des biologischen ›Männchen‹ (*male*) und ›Weibchen‹ (*female*) verstanden werden. Die kulturelle Matrix, durch die die geschlechtlich bestimmte Identität (*gender identity*) intelligibel wird, schließt die ›Existenz‹ bestimmter ›Identitäten‹ aus, nämlich genau jene, in denen sich die Geschlechtsidentität (*gender*) nicht vom anatomischen Geschlecht (*sex*) herleitet und in denen die Praktiken des Begehrens weder aus dem Geschlecht noch aus der Geschlechtsidentität ›folgen‹.«²⁴

Auf diese Weise erzeugt die Zwangsheterosexualität so etwas wie eine logische Matrix der Normalität, bei der aus dem biologischen Geschlecht logisch die Geschlechtsidentität und ebenso logisch das sexuelle Begehren abgeleitet werden kann und muß – ein Kreislauf, der sich bei jedem Durchgang bestätigt und verstärkt. Alle Verbindungslinien zwischen den drei Instanzen, die sich dieser Logik nicht fügen, sind *queer*. Diese Vorstellung ist die leitende Suchidee für eine dekonstruktive Queer-Hermeneutik.

2. DIE DEKONSTRUKTION DES SUBJEKTS

Judith Butler wendet sich gegen die Metaphysik der Substanz der Person. Insbesondere durch die Verwendung der Sprache wird der Eindruck erzeugt, daß es sich beim Sprecher/bei der Sprecherin, die das Pronomen »Ich« verwendet, tat-

23 Butler, Unbehagen, 24.

24 Butler, Unbehagen, 38f.

sächlich um ein kohärentes, einheitliches Subjekt handelt. Aus dem Subjekt des Satzes wird auf das reale Subjekt geschlossen. Tatsächlich ist der Vorgang genau andersherum zu betrachten. Die Sprache weist dem Menschen bestimmte Subjektpositionen zu, indem sie ihn »anruft«. Der Vorgang der Interpellation (Althusser) ist nicht einmalig, sondern muß vielmehr kontinuierlich erfolgen.

Die Interpellation erzeugt auch den Effekt der geschlechtlich-sexuellen Identität. Die Taufe z. B. ist nicht als ein einmaliger Akt wirksam, sondern dadurch, daß der Mensch immer wieder mit dem gleichen Namen angerufen wird, so daß die geschlechtliche Festlegung, die im Namen steckt, immer wieder erfolgt. Das Gleiche gilt für andere, *gender*-spezifische Verhaltensweisen, die durch elterliche und kulturelle Anrufungen immer wieder hervorgerufen werden. Sichtbar wird dieser Zusammenhang in dem Witz, bei dem ein Kleinkind mit der Anrufung, »Es ist eine Lesbe« in den Diskurs einbezogen wird.

Menschen werden erst intelligibel, wenn sie bereits geschlechtlich bestimmt sind. Es gibt also keine Identität vor der Geschlechtsidentität. Stattdessen ist umgekehrt die Identität als Mann oder Frau der Effekt der permanenten Anrufung, bei der die Geschlechter-Attribute längs der zwangsheterosexuellen Verbindungslinie zusammengruppiert werden. Erst das heterosexuelle Regime erzeugt das Gefühl der natürlichen Geschlechtszugehörigkeit und das Gefühl, daß das Begehren Ausdruck des biologischen Geschlechts sei. Dadurch ruft es den Effekt einer natürlich erscheinenden Identität hervor, die sich auf eine biologische Substanz stützen kann.

3. *Performativität und Performanz*

Nach diesen Ausführungen zur kritischen Stoßrichtung der Queer Theory stellt sich nun die Frage, was von ihr an die Stelle der Kategorien natürlicher oder expressiver Geschlechtsidentität und Substanz der Person bzw. Kohärenz des Subjekts gesetzt wird. Es sind dies die elementarer ansetzenden Kategorien der Performativität sowie der multiplen Verschränkung von Identifikation und Begehren.

»Performative Akte sind Formen autoritativen Sprechens: die meisten performativen Äußerungen sind zum Beispiel Erklärungen, die mit der Äußerung auch eine bestimmte Handlung vollziehen und eine bindende Macht ausüben.«²⁵ Eine solche performative Macht wird z. B. bei juristischen Urteilen, Eigentumserklärungen, Taufen und Eheschließungen ausgeübt. Sie schließt die bereits erwähnten Interpellationen mit ein.

25 Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Berlin 1995, 297.

»Wenn eine performative Äußerung vorläufig erfolgreich ist (und ich schlage vor, daß ›Erfolg‹ immer nur vorläufig ist), dann nicht deswegen, weil eine Absicht die Sprechhandlung erfolgreich regiert, sondern nur deswegen, weil die Handlung frühere Handlungen echogleich wiedergibt und die Kraft der Autorität durch die Wiederholung oder das Zitieren einer Reihe vorgängiger autoritativer Praktiken akkumuliert.«²⁶ In performativen Handlungen steckt also das Gewicht der Geschichte. Die theoretische Zerlegung sozialer Institutionen in eine repetitive Kette von einzelnen performativen Akten lenkt die Wahrnehmung darauf, daß es unmöglich ist, identische Handlungen zu wiederholen. In der Notwendigkeit der Wiederholung liegt bereits der Kern der Veränderung.²⁷

Um nun die geschlechtliche und sexuelle Performativität trotz dieses inhärenten Gleitens möglichst konstant zu halten, gibt es verschiedene Mittel: die Stigmatisierung, die Beschämung und der physische Zwang gegen diejenigen, die von der naturalisierten Norm des Geschlechterverhaltens abweichen.²⁸

Im Gegenzug gibt es jedoch auch verschiedenen Strategien, um die Wandelbarkeit des performativ erzeugten Stabilitätseindrucks zu demonstrieren: die Parodie und die freiwillige Selbststigmatisierung.²⁹ Die Parodie, z. B. bei Transvestitenshows oder bei *Queer Nation*-Aktionen, macht sichtbar, daß heterosexuelle Geschlechternormen unerreichbare Ideale sind, die wir zu verwirklichen dennoch gezwungen sind. Die Parodie übertreibt die heterosexuellen Ideale der Geschlechterperformanz und gibt sie durch die Geschlechtervertauschung dem Gelächter preis. Sie vermasset (*queered*) das Zitat.

Die freiwillige Selbststigmatisierung ist eine theatralische Inszenierung der eigenen Verletzung. »In dem Maße, wie Scham als Stigma nicht bloß von AIDS, sondern auch von *queerness* erzeugt wird, wobei letztere infolge homosexuellenfeindlicher Kausalzusammenhänge als die ›Ursache‹ und das ›Manifestwerden‹ der Krankheit verstanden wird, ist die theatralische Wut Teil des öffentlichen Widerstandes gegen jene beschämende Anrufung. Mobilisiert von den Verletzungen

26 Butler, Körper, 299.

27 Die Idee der iterativen Performativität kann man sich anhand der Analogie zur Minimal Music vergegenwärtigen. In der Minimal Music werden musikalische Reihen permanent wiederholt. Von Mal zu Mal gibt es nur kleinste Veränderungen. Doch übers Ganze gesehen, führt das zu Reihen, die mit der anfänglichen Reihe nichts mehr gemeinsam haben.

28 Vgl. Butler, Körper, 298.308.

29 Vgl. zum Begriff der Selbststigmatisierung: Lipp, Wolfgang: Selbststigmatisierung, in: Manfred Brusten, Jürgen Hohmeier (Hg.): Stigmatisierung, Bd. 1: Zur Produktion gesellschaftlicher Randgruppen, Neuwied, Darmstadt 1975, 25-53.

der Homosexuellenfeindlichkeit, leistet die theatralische Wut eine ständige Wiederholung jener Verletzungen genau mittels eines ›Ausagierens‹ (*acting out*), das jene Verletzungen nicht bloß wiederholt oder abermals zitiert, sondern das auch ein übertriebenes Zurschaustellen von Tod und Verletzung taktisch einsetzt, um den epistemischen Widerstand gegenüber AIDS und gegenüber den Bildern des Leidens zu überwinden, oder ein übertriebenes, demonstratives Küssen einsetzt, um die epistemische Blindheit gegenüber einer zunehmend bildlich und öffentlich werdenen Homosexualität zu zerschlagen.«³⁰ Das Ziel der freiwilligen Selbststigmatisierung ist eine Wertrevolution, nach der *queer* nicht mehr als Stigma, sondern als legitime Selbstbezeichnung gilt.

Parodie und freiwillige Selbststigmatisierung sind *performances*, begrenzte theatralische Akte, die die performativ wirksamen Imperative verqueren. Die performative Macht der autoritativen Diskurse und die subversiven Inszenierungen liegen jedoch insofern nicht auf der gleichen Ebene als die Inszenierungen Akte des Willens ist, während die etablierte Performativität nur unter Lebensgefahr wirklich frei zu transformieren ist. Die subversive Bedeutung von *Christopher-Street-Day-Paraden*, »Fummel«-parties und schwulen Tupperparties liegt darin, den Spielraum für ungestrafte Grenzüberschreitungen zu vergrößern.

4. IDENTITÄT UND BEGEHREN

»Psychoanalytisch gesehen wird das Verhältnis von sozialer Geschlechtsidentität und Sexualität zum Teil über die Frage nach dem Verhältnis zwischen Identifizierung und Begehren verhandelt. Und hier wird klar, warum es genauso wichtig ist, abzulehnen, daß Linien kausaler Implikation zwischen diesen Bereichen gezogen werden, wie eine Untersuchung ihrer komplizierten wechselseitigen Implikationen offenzuhalten. Wenn sich als Frau zu identifizieren nicht zwangsläufig bedeutet, einen Mann zu begehren, und wenn eine Frau zu begehren nicht notwendigerweise das konstituierende Vorhandensein einer männlichen Identifizierung – was auch immer das ist – signalisiert, dann erweist sich die heterosexuelle Matrix als eine *imaginäre* Logik, die beharrlich ihre eigene Unverfügbarkeit zutage fördert. Die heterosexuelle Logik, die verlangt, daß sich Identifizierung und Begehren gegenseitig ausschließen sollen, ist eines der einschränkendsten Instrumente des Heterosexismus überhaupt: wenn sich eine Person *als* ein gegebenes Geschlecht identifiziert hat, muß sie ein anderes Geschlecht begehren.«³¹

30 Butler, Körper, 308.

31 Butler, Körper, 315f.

Aus der Kritik an den heterosexistischen Prämissen der Ich-Psychologie und der Lacan-Schule ist eine Suchbewegung hervorgegangen, die die vielfältigen Kombinationsmöglichkeiten von geschlechtlicher Identifikation und sexuellem Begehren untersucht. In gezielter Auseinandersetzung mit den homophoben und patriarchalen Tendenzen der Psychoanalyse geschieht dies in Form einer erneuten »Durcharbeitung« psychoanalytischer Theorien, die jetzt als Werkzeug für die Dekonstruktion der heterosexuellen Logik verwendet werden.³² »Das Vokabular zur Beschreibung des schwierigen Spiels, der Überkreuzung und Destabilisierung männlicher und weiblicher Identifizierungen innerhalb der Homosexualität ist in der theoretischen Sprache gerade erst im Entstehen begriffen.«³³

Was die Analyse dieses »schwierigen Spiels« weiter verkompliziert, ist die Überlegung, daß es nicht einfach eine, die ideale Form von Weiblichkeit gibt. Vielmehr gibt es eine Vielzahl von identifikatorischen Angeboten und Orten. Hier gibt es eben nicht nur die Mutter, sondern auch die Oma, die ältere oder jüngere Schwester, der Hollywood-Star etc, die alle wiederum selbst als ein Spektrum von angeeigneten Positionen bestimmter Weiblichkeiten und Männlichkeiten zu betrachten sind. Das gleiche gilt für die Positionen der Männlichkeit.³⁴

Strittig ist in der Diskussion die Frage, wie Identifikation und Begehren überhaupt entstehen. Die Theorie des primären Mimetismus geht davon aus, daß das Kind biologisch mit dem Drang zur sozialen Nachahmung ausgestattet ist. Durch die anfänglich rein körperliche Nachahmung anderer Personen konstituiert sich mit der Zeit ein phantasmatischer Raum, in dem auch die psychischen Prozesse der Identifikation und des Begehrens konstituiert werden. Das Begehren ist in diesem Konzept mimetisch, d. h. es entsteht dadurch, daß das Begehren anderer nachgeahmt wird. In der Theorie des primären Mimetismus gehen die mimetischen Identifikationen, wie sie etwa bei multiplen Persönlichkeiten sichtbar werden, der Bildung einer kohärenten Identität voraus. Das Ganze wird als ein tendenziell bruchloser Prozeß betrachtet.³⁵

Das Gegenstück dazu sind Theorien des primären Verlustes und des Wunsches nach Wiedererlangung des Verlorenen. Butler geht dabei vom Verlust eines

32 Vgl. Sedgwick, *Tendencies*, 73-75.

33 Butler, *Körper*, 316.

34 Butler, *Körper*, 316.

35 Vgl. Borch-Jacobsen, Mikkel: *The Freudian Subject*, Stanford 1988 (Orig. 1982); Ders.: *The Emotional Tie. Psychoanalysis, Mimesis, and Affect*, Stanford 1992; Ruth Leys: *The Real Miss Beauchamp. The History and Sexual Politics of the Multiple Personality Concept*, in: Judith Butler und Joan W. Scott (Hg.): *Feminists Theorize the Political*, New York, London 1992.

geliebten Objektes aus und bringt Freuds Konzeptionen über Trauer und Melancholie in Anschlag, um die Wirkung des heterosexuellen Regimes zu erklären. Das verbotene Begehren des gleichgeschlechtlichen Elternteils kann nicht betrauert werden, weil es ein Tabu ist. Es wird deshalb in eine melancholische Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil verwandelt. Dadurch erhöht sich die Identifikation mit ihm und das heterosexuelle Begehren wird fest etabliert, weil es einerseits das einzige Begehren ist, das übrig bleibt, und weil die Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil dessen Begehren mit einschließt, was in den meisten Fällen ebenfalls heterosexuell ausgerichtet ist.

Eine zweite Variante der Theorie des primären Verlustes stammt von Teresa de Lauretis, die in ihrem Buch »Die andere Szene« eine Theorie über lesbische Sexualität und perverses Begehren entwickelt. Ausgangspunkt des lesbischen Begehren ist nicht der Penisneid, sondern der narzißtische Verlust der weiblichen Körper-Imago, was von Freud als Kastrationskomplex interpretiert wurde. Dieser narzißtische Verlust bedroht die imaginäre Matrix des Körper-Ichs. Die Verleugnung dieses Verlustes erzeugt das perverse Begehren nach einem weiblichen Körper, das allerdings verschoben wird auf einen Fetisch, der dieses Begehren sowohl hervorlockt als auch bezeichnet. »Durch den Mechanismus der Leugnung, ersetzt das weibliche Subjekt des perversen Begehrens den Wunsch nach dem fehlenden weiblichen Körper und die (Nicht-) Wahrnehmung seiner Abwesenheit durch eine Serie von Fetisch-Objekten oder Zeichen, die gleichzeitig den Wunsch und die Abwesenheit (Verlust) bezeichnen, und den abwesenden (verlorenen, verleugneten) und begehrten weiblichen Körper re-präsentieren. Wenn die lesbischen Fetsche oft, wenn auch sicherlich nicht ausschließlich, Objekte oder Zeichen mit Konnotationen der Maskulinität darstellen, ist das nicht, weil diese für den vermißten Penis stehen, sondern weil solche Zeichen am stärksten vorgeprägt sind, um die kulturelle Bedeutung sexueller (genitaler) Aktivität und des Verlangens nach der Frau zu vermitteln.«³⁶

Ob diese Ansätze sich gegenseitig widersprechen oder in ein gemeinsames Konzept integrieren lassen, ist derzeit noch offen. Ihre Beantwortung ist grundlegend für eine Metaphysik und Theologie des Begehrens.

36 de Lauretis, Teresa: *The Practice of Love. Lesbian Sexuality and Perverse Desire*, Bloomington und Indianapolis 1994, 263 (Übers. M.B.).